

Intersektionalität als kritisches Werkzeug der Gesellschaftsanalyse

Ein E-Mail-Interview mit Nina Degele und Gabriele Winker

NIKOLA LANGREITER UND ELISABETH TIMM

Nach dem einführenden Abendvortrag, in dem Encarnacion Gutiérrez Rodríguez eine kritische Genealogie der Intersektionalitätsansätze von deren Entstehung in sozialen Bewegungen bis zu ihrer akademischen Formulierung entwickelte, stellten Nina Degele und Gabriele Winker mit der Keynote »Doing Intersectionality – intersektional analysieren. Vorschläge zu einer gesellschafts- und gendertheoretisch begründeten Methodologie« den von ihnen formulierten methodischen Analyseansatz vor. Ihr Beitrag wurde von den TeilnehmerInnen der Konferenz immer wieder aufgegriffen und evozierte neben vielen Fragen intensive Diskussionen. Nachdem während der Tagung aus Zeitgründen nicht alle Punkte umfassend erläutert und debattiert werden konnten, haben wir die beiden Referentinnen eingeladen, via E-Mail-Interview nochmals ausführlicher auf die Diskussionspunkte einzugehen.

Nina Degele und Gabriele Winker vertreten eine intersektionale Mehrebenenanalyse, die sich auf ein praxeologisches Herangehen stützt. Unmittelbar vor der Tagung im Juni 2009 ist ihr Band »Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten« erschienen.¹ Einleitend fragen wir nach der Rezeption und Adaption von Intersektionalität durch die beiden Autorinnen, die anschließend die Eck- und Kernpunkte des von ihnen entwickel-

1 Winker, Gabriele/Degele, Nina: Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten. Bielefeld 2009.

ten Ansatzes referieren. Schließlich nehmen die beiden Stellung zur in Wien im Rahmen der Tagung »Intersectionality. Theorien, Methoden, Empirien« geäußerten Kritik und erläutern im Zuge dessen detaillierter Probleme der Kategorienbildung und Kategorisierung, thematisieren die Situiertheit jeglichen Wissens und der eigenen Arbeit. Sie berichten des Weiteren über die Herausforderungen intersektioneller Mehrebenenanalyse in Forschung und Lehre, reflektieren über aktuelle Tendenzen in den Gender- und Queer Studies sowie über die Zusammenhänge von Wissenschaft und Politik beziehungsweise die Differenzen zwischen diesen Feldern.

1. ZUR (EIGENEN) REZEPTION DES ANSATZES

Zum Einstieg in die erste Interview-Runde eine biografische Frage: Wie sind Sie (jeweils) zum Ansatz der Intersektionalität gekommen? In welchem Kontext und wann haben Sie begonnen ihn zu rezipieren?

Uns fordern seit Jahren soziale Ungleichheiten und damit verbundene Diskriminierungen, Ausgrenzungen entlang unterschiedlicher Differenzkategorien heraus: Die Kluft zwischen Arm und Reich vertieft sich, Frauen tragen nach wie vor die Hauptlast der Haus- und Sorgearbeit, Menschen mit nicht-heterosexueller Orientierung werden immer noch als von der Norm Abweichende stigmatisiert, Kinder mit Migrationshintergrund haben selbst in der dritten Generation deutlich schlechtere Bildungschancen als Einheimische, Alte und Kranke stehen am Rand der Gesellschaft. Diese Reihe ließe sich weiter fortsetzen. Wo immer wir hinschauen, haben wir es mit Abwertungen entlang vielfältiger Differenzierungskategorien zu tun. Als Geschlechterforscherinnen können wir zwar auf ein reichhaltiges Wissen zu diversen Formen der Diskriminierung und Abwertung entlang der Kategorie Geschlecht zurückgreifen und auch auf Wechselwirkungen mit anderen Kategorien verweisen. Allerdings können wir Veränderungen in den Geschlechterverhältnissen in ihrer Verwobenheit mit anderen Herrschaftsverhältnissen kaum konkret fassen. Nicht umsonst sprechen viele feministische WissenschaftlerInnen in den letzten Jahren von Paradoxien und Ungleichzeitigkeiten und betonten damit die Widersprüchlichkeit gesellschaftlicher Entwicklungen. So ist oft die Rede von einer gleichzeitigen Erodierung und Verfestigung von Geschlechterverhältnissen, was wiederum mit der Wir-

kung anderer Herrschaftsverhältnisse zusammenhängt. Dies ist ja nicht falsch, aber auch nicht sehr hilfreich: Natürlich hängt alles mit allem zusammen, aber wie? Wir wollten jedoch jeweils einzeln einen fundierten Beitrag zur Analyse sozialer Ungleichheiten leisten, um daraus konkrete Handlungsansätze für mögliche Veränderungen abzuleiten. Die Debatte um Intersektionalität schien uns einen Weg zu eröffnen, Zusammenhänge und Wechselwirkungen sozialer Differenzierungen und Ungleichheiten entlang vielfältiger Kategorien zu fassen. Mit dieser Idee haben wir uns 2006 getroffen und sind seither dieser Spur gemeinsam gefolgt.

Was hat Ihnen in theoretischer und methodisch-empirischer Hinsicht an den gängigen feministischen Forschungskonzepten gefehlt?

Ganz allgemein fehlten uns theoretische und methodische Werkzeuge, um soziale Ungleichheiten und damit verbundene Unterdrückungs- und Diskriminierungsmechanismen in ihrer Verwobenheit zu analysieren und daraus neue Ansatzpunkte für feministisches oder besser queer-feministisches Handeln herauszuarbeiten.

Zunächst einmal fokussieren viele feministische Forschungskonzepte zu einseitig auf die Kategorie Geschlecht. Dort wo sie andere Kategorien wie Ethnie oder sexuelle Orientierung mit einbeziehen, erscheint uns dies oft zufällig und zu wenig begründet, warum nun genau diese und nicht andere Kategorien Berücksichtigung finden.

Darüber hinaus fehlte uns eine Methodologie, um die Wechselwirkungen in den Griff zu bekommen und zu verstehen. Zwar wird viel über die Verwobenheit von Macht- und Herrschaftsverhältnissen geschrieben, aber es gibt kaum einen methodologischen Forschungsansatz, um die Wechselwirkungen unterschiedlicher Diskriminierungsstrukturen empirisch zu analysieren. Das ist allerdings keine spezifische Schwierigkeit feministischer Forschung, sondern ein generelles sozialwissenschaftliches Problem.

Neben der unsystematischen Verwendung anderer Kategorien und dem Fehlen methodologischer Werkzeuge störte uns vor allem, dass selten klar wird, aus welcher Perspektive WissenschaftlerInnen eigentlich argumentieren. Sind gesellschaftliche Strukturen gemeint, wie es die feministische Forderung nach einem *social re-turn* nahelegt? Oder werden, wie im konstruktivistischen Forschungsfeld zu *doing gender* und *doing difference* interaktive Klassifizierungsprozesse und damit Identitätskonstruktionen un-

tersucht? Oder aber sind Symbolsysteme gemeint, wie sie diskurstheoretische Ansätze aus dem poststrukturalistischen Umfeld analysieren? Vor allem die Schriften von Leslie McCall,² Barbara Risman,³ Kathy Davis⁴ und Sylvia Walby⁵ haben in den letzten Jahren darauf verwiesen, dass Forschende gerade in der Auseinandersetzung mit sozialen Ungleichheiten kenntlich machen müssen, auf welcher Ebene sie argumentieren.

Doch auch wenn diese Klarheit besteht, tritt ein weiteres Problem auf: Viele theoretische Ansätze und empirische Untersuchungen in der Frauen- und Geschlechterforschung konzipieren Strukturen, Identitäten und Repräsentationen als sich wechselseitig ausschließend und betrachten deshalb jeweils nur eine, maximal zwei dieser Ebenen. Diese Problematik begegnete uns allerdings auch innerhalb der intersektionalen Debatten. So vernachlässigen Judith Butler⁶ und Anna Bredström⁷ die Ebene sozialer Strukturen und auch interaktiver Handlungen, die nicht in Sprache aufgehen. Bei den sozialstrukturellen Ansätzen von Leslie McCall,⁸ Sylvia Walby⁹ und Joan Acker¹⁰ dagegen finden Normen und Ideologien nur unzureichend Berück-

-
- 2 McCall, Leslie: The Complexity of Intersectionality. In: *Signs. Journal of Women in Culture and Society* 30 (2005), S. 1771–1800.
 - 3 Risman, Barbara J.: Gender as a Social Structure. Theory Wrestling with Activism. In: *Gender & Society* 18 (2004), S. 429–450.
 - 4 Davis, Kathy: Intersectionality as Buzzword. A Sociology of Science Perspective on what makes a Feminist Theory Successful. In: *Feminist Theory* 9 (2008), S. 67–85; dies.: Intersectionality in Transatlantic Perspective. In: Gudrun-Axeli Knapp/Klinger, Cornelia (Hrsg.): *ÜberKreuzungen. Fremdheit, Ungleichheit, Differenz*. Münster 2008, S. 19–35.
 - 5 Walby, Sylvia: Complexity Theory, Systems Theory, and Multiple Intersecting Social Inequalities. In: *Philosophy of the Social Sciences* 37 (2007), S. 449–470.
 - 6 Butler, Judith: *Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity*. New York 1990.
 - 7 Bredström, Anna: A Challenge for Feminist HIV/AIDS Research. In: *European Journal of Women's Studies* 13 (2006), S. 229–243.
 - 8 McCall: Complexity (wie Anm. 2).
 - 9 Walby: Complexity (wie Anm. 5).
 - 10 Acker, Joan: »Inequality Regimes. Gender, Class, and Race in Organizations«. In: *Gender & Society* 20 (2006), S. 441–464.

sichtigung. Barbara Risman¹¹ plädiert zwar vehement für die Integration dreier Ebenen – neben Identität und Struktur finden bei ihr individuelle Geschlechterunterschiede, die aber aufgrund ihrer individualistischen Verengung nun gerade keinen weiterführenden Erkenntnisgewinn versprechen, Eingang in die Typologie. Die Ebene der symbolischen Repräsentation dagegen fehlt. Lynn Weber schließlich spezifiziert Systeme der Unterdrückung auf der Mikro- und Makroebene sowie im Hinblick auf die Dimensionen Ideologie, Politik und Ökonomie. Dies geschieht über die Kategorien Rasse, Klasse, Geschlecht und Sexualität, die jedoch theoretisch unzureichend konzeptualisiert sind.¹²

Angesichts dieses Forschungsstands stellt Linda McDowell fast schon verzweifelt die Frage, ob und wie überhaupt über Fallstudien hinauszukommen und die Ableitung theoretischer Schlüsse zu ermöglichen sei. Dabei bleibt allerdings auch sie mit ihrer Forderung nach »theoretical promiscuity« in Absichtserklärungen stecken: »Methodologically, I think we have to work harder to acquire and use multiple approaches.«¹³

Teamarbeit, wie Sie beide sie betreiben, ist in den Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften eher selten. Hat diese Arbeitsform etwas mit dem spezifischen Forschungskonzept zu tun, das Sie anwenden? Bedingt Intersectionality gar Arbeiten im Team?

Hier ist es sinnvoll, zwischen Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften zu unterscheiden. In den Geistes- und Kulturwissenschaften ist Teamarbeit wahrscheinlich eher die Ausnahme, in den Sozialwissenschaften ist sie dagegen häufiger (anzutreffen). Unsere Teamarbeit ist einerseits das Produkt disziplinärer Sozialisation, andererseits ist sie dem Forschungskonzept geschuldet. Letzteres gilt vor allem in Hinblick auf die verschiedenen theoretischen und methodischen Zugänge, die wir zu verbinden beabsichtigten. Sozialstrukturelle Makro-Analysen funktionieren anders als biografische Rekonstruktion-

11 Risman: Gender (wie Anm. 3).

12 Weber, Lynn: Understanding Race, Class, Gender, and Sexuality. A Conceptual Framework. New York 2001.

13 McDowell, Linda: Thinking through Work: Complex Inequalities, Constructions of Difference and Trans-national Migrants. In: Progress in Human Geography 32 (2008), S. 491–507, S. 504.

nen von Lebenserfahrungen, die von Menschen erzählen und dann sozialwissenschaftlich ausgewertet werden. Noch einmal anders verhält es sich mit der Analyse von symbolischen Repräsentationen, von Normen, Werten und Ideologien etwa in Werbung, Massenmedien, Literatur oder Filmen, die sehr viel hermeneutisches Geschick verlangt. Aber nicht nur die methodischen Zugänge erfordern ein multiperspektivisches Vorgehen. In den intersektionalen Analysen geht es ja auch und gerade darum, verschiedene Ungleichheitsdimensionen nicht isoliert voneinander, sondern in ihren Wechselwirkungen zu betrachten, sie also aufeinander zu beziehen. Dazu wiederum ist die Kenntnis verschiedener disziplinärer Kontexte wie Gender-, Postcolonial- und Queer Studies sowie der Soziologie sozialer Ungleichheiten erforderlich, was einzelne Forschende sicherlich schnell an den Rand dessen bringt, was alleine zu bewältigen wäre. Teamarbeit macht es möglich, Forschung in einem Umfang durchzuführen, der für Einzelne nicht zu leisten ist. In einem Team können Erfahrungen aus unterschiedlichen Denktraditionen Reflexionsprozesse befruchten und neue Ansätze voranbringen.

2. ECKPUNKTE DES KONZEPTS NACH NINA DEGELE/GABRIELE WINKER

Könnten Sie bitte nochmals die zentralen Punkte Ihres Konzepts von Intersektionalität darlegen?

Wie bereits angesprochen wollen wir mit einer intersektionalen Herangehensweise die Vielschichtigkeit sozialer Ungleichheiten erfassen und damit Ansatzpunkte für politisches Handeln herausarbeiten. Um dieses Ziel zu erreichen, entwickeln wir eine intersektionale Mehrebenenanalyse, die ausgehend von sozialen Praxen die Bedeutung von Differenzierungskategorien auf drei Ebenen – mit Blick auf Gesellschaftsstrukturen, Identitätskonstruktionen und symbolische Repräsentationen – in ihren Wechselwirkungen berücksichtigt. Das Ziel unseres Forschungsansatzes besteht darin, die immer wieder neu mit verschiedenen Differenzkategorien und auf verschiedenen Ebenen konstruierten Hierarchisierungen und Diskriminierungen in ihren Verwobenheiten aufzudecken. Wir wollen dabei erforschen, wie sich die AkteurInnen selbst begreifen, wo sie Hindernisse für die Realisierung ihrer Lebensinteressen sehen, wo sie Unterdrückung und Diskriminierung

gen erfahren und wo sie auch Widerstandspotenziale erkennen. Das geht nicht ohne die Kategorie Geschlecht, ist aber auch nicht zu realisieren ohne zu erforschen, wie Geschlecht mit vielen anderen Differenzierungskategorien verwoben ist.

Um dieses Ziel zu erreichen, benötigen wir zunächst Theorien im Sinne von guten Werkzeugen, mit denen es gelingt, gesellschaftliche Zusammenhänge möglichst umfassend zu analysieren. Die Frauen- und Geschlechterforschung hat in den letzten Jahrzehnten einige hilfreiche und weiterführende theoretische Ansätze entwickelt, auf die wir zurückgreifen. Unsere intersektionale Mehrebenenanalyse ist der Versuch, diese Ansätze zu bündeln und zu verbinden. So greifen wir erstens auf die strukturorientierte Feminismusdebatte der 1970er und 80er Jahre zurück, die in der Debatte um Herrschaftsverhältnisse das Verhältnis von Kapitalismus und Patriarchat im Blick hat. Zweitens nehmen wir die identitätsbezogene ethnomethodologisch orientierte Debatte um *doing gender* oder *doing difference* der 1980er Jahre auf und drittens beziehen wir uns auf die repräsentationsorientierte Debatte um das performative Hervorbringen und Verfestigen von Normen und Werten rund um das Werk von Judith Butler seit den 1990er Jahren. Wir bringen diese drei Stränge zusammen und können, indem wir statt aus einer, aus drei feministischen Perspektiven auf gesellschaftliche Konstruktionsprozesse schauen, mehr erkennen.

In unserem Buch »Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten« verknüpfen wir unsere theoretische intersektionale Ungleichheitsanalyse mit methodologischen Überlegungen und unterbreiten einen Vorschlag, wie diese in der empirischen Praxis umgesetzt werden können. Damit führen wir nicht nur die genannten drei theoretischen Perspektiven zusammen, sondern zeigen darüber hinaus auf, wie damit soziale Prozesse der Herstellung, Aufrechterhaltung oder auch Verminderung sozialer Ungleichheiten empirisch zu erforschen sind. Wir stellen also nicht nur fest, wie etwas gemacht werden müsste, sondern wir bieten einen theoretisch fundierten Werkzeugkasten, mit dem sich empirische intersektionale Analysen durchführen lassen. Schließlich verbinden wir unsere intersektionalen Ergebnisse mit dem queer-feministischen Anspruch, Handlungsansätze herauszuarbeiten, mit denen sich diejenigen Verhältnisse angreifen und verändern lassen, die Menschen unterdrücken und sie an der Entfaltung ihrer Bedürfnisse und Realisierung ihrer Lebensziele hindern.

Konkret haben wir bisher folgende Bausteine zusammengeführt:

Soziale Praxen: Intersektionale Forschung beginnt, entsprechend der Theorie der Praxis von Pierre Bourdieu¹⁴, bei empirisch erfassbaren sozialen Praxen. Deshalb analysieren wir mit unserem praxeologischen Ansatz das auf Körper, Sprache und Wissen basierte Handeln von Menschen.

Drei Perspektiven: Wir blicken aus drei Perspektiven auf soziale Praxen. Entsprechend arbeiten wir empirisch Identitätskonstruktionen und deren Bezüge zu sozialen Strukturen und symbolische Repräsentationen heraus.

Wechselwirkungen der Ebenen: Methodologisch zeigen wir die Zusammenhänge und Abhängigkeiten der drei Ebenen – Strukturen, Identitäten, Repräsentationen – auf, indem wir fragen, welche Wechselwirkungen die jeweiligen Konstruktionen auf einer Ebene auf die jeweils anderen beiden Ebenen haben.

8-Schritte-Methode: Methodisch gehen wir in acht Schritten vor. Damit lässt sich der Anspruch, soziale Praxen intersektional zu untersuchen, im empirischen Forschungsprozess sowohl für Einzelfallanalyse als auch für Typenbildungen konkret realisieren.

Induktiv und offen: Wir gehen induktiv von einer nach oben offenen Anzahl von Kategorien aus, um verschiedenartige Identitätskonstruktionen und unterschiedliche Normen, Werte und Ideologien und auch Verweise auf Strukturen in ihrer Vielfalt zu berücksichtigen. Genauer gesagt setzen wir an konkreten Phänomenen an und analysieren sie unter anderem in Hinblick auf dabei wirksame Ungleichheitsdimensionen.

Deduktive Strukturkategorien: Wir legen auf der theoretischen Strukturebene – und auch nur dort – vier Strukturkategorien deduktiv fest, die wir nicht statisch auf die Auswertung anwenden, sondern die uns ermöglichen, die von Interviewpersonen genannten sozialen Strukturen mit den von uns theoretisch analysierten Klassen-, Geschlechter-, Rassen- und Körperverhältnissen in Beziehung zu setzen. Damit können wir, indem wir Interviews oder anderes empirisches Material miteinander vergleichen, Auslassungen und Leerstellen erkennen.

Erweiterung um Körper: Wir erweitern auf der Strukturebene die Triade *class*, *race*, und *gender* um die Kategorie Körper, da wir mit dieser Strukturkategorie neben der kulturellen Leistungsfähigkeit (Bildung, Beruf usw.)

14 Bourdieu, Pierre: Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabylistischen Gesellschaft. Aus dem Franz. von Cordula Pialoux. Frankfurt a.M. 2009 (Orig. Paris 1972).

die körperliche Leistungsfähigkeit als Grundvoraussetzung für das individuelle Reproduktionshandeln und den Verkauf der eigenen Arbeitskraft berücksichtigen können.

Geschlecht/Heteronormativität: Wir erfassen mit der Strukturkategorie Geschlecht nicht nur die Frau-Mann-Unterscheidung und damit die Zweigeschlechtlichkeit, sondern auch die eng damit verbundene heterosexuelle Zuordnung und Hierarchisierung. Damit integrieren wir in diese Strukturkategorie Geschlecht die in intersektionalen Zusammenhängen oft vorgeschlagene Kategorie Sexualität und trennen nicht künstlich Geschlechtsidentität und sexuelle Orientierung.

Herrschaftsverhältnisse im Plural: Wir setzen Herrschaftsverhältnisse, also Klassismen, Heteronormativismen, Rassismen und Bodyismen explizit in den Plural, um auf ihre Vielfältigkeit, Prozesshaftigkeit und Veränderbarkeit hinzuweisen.

Herrschaftsverhältnisse in ihren Wechselwirkungen: Im Unterschied zur Gegenüberstellung von Großsystemen wie etwa von Kapitalismus und Patriarchat sehen wir Klassen-, Geschlechter-, Rassen- und Körperverhältnisse als Herrschaftsverhältnisse, die innerhalb kapitalistischer Gesellschaften in Wechselwirkung stehen. Die Bedeutungen der Herrschaftsverhältnisse können sich in Abhängigkeit von ihrem Kontext verschieben.

Wie gehen Sie in Ihrer empirischen Forschung mit der eigenen Situiertheit und mit den damit verbundenen Grenzen der Forschungspraxis um?

Grundlage ist die theoretische Berücksichtigung und auch die praktische Anerkennung der eigenen Situiertheit beziehungsweise in der Sprache Karl Mannheims formuliert, die Anerkennung der Relativität und Perspektivität allen Wissens.¹⁵ Wir wollen auch die intersektionale Forschung nicht an einem vermeintlichen Objektivitätsideal messen: Forschung ist situiert und perspektivisch und dies gilt es zu akzeptieren. In den Gender- und Queer Studies wird hinsichtlich des situierten Wissens auch immer wieder zu Recht auf die Arbeiten von Donna Haraway¹⁶ verwiesen. Die Situiertheit

15 Vgl. Mannheim, Karl: *Ideologie und Utopie*. Frankfurt a.M. 1952 (3. Aufl., Orig. Bonn 1929), S. 227–267.

16 Haraway, Donna: *Ein Manifest für Cyborgs*. In: Dies.: *Die Neuerfindung der Natur: Primaten, Cyborgs und Frauen*. Frankfurt a.M./New York, Campus, 1995, S.

und Perspektivität der eigenen Forschungspraxis wird vor allem in der empirischen Forschung virulent. Dort sind Forschende damit konfrontiert, mühsam einen Zugang zum Feld, etwa zu den GesprächspartnerInnen aus einem bestimmten Bereich, zu bekommen. Die Forschungsbeziehung kann distanziert oder sehr vertrauensvoll sein oder auch vollständig fehlschlagen. Konkret kann dies bedeuten, dass eine der Mittelschicht entstammende weiße Professorin mittleren Alters auf größere Schwierigkeiten stößt, wenn sie junge Obdachlose und MigrantInnen zu ihrer Situation als Erwerbslose befragt, als Studierende, die in politischen, gesellschaftlichen oder pädagogischen Zusammenhängen zu verschiedenen Personen bereits ein solches Vertrauen aufgebaut haben, so dass diese sich zu einem Gespräch bereit erklären. Solche Distanzen und Vertrautheiten liefern wichtige Hinweise auf soziale Milieus und Zusammenhänge. Deshalb ist die Teamarbeit ein wichtiges Korrektiv sowohl bei der Erhebung wie auch bei der Auswertung von Daten. Das Forschungsteam bespricht und reflektiert gemeinsam die Möglichkeiten, Befindlichkeiten, Grenzen, Schwierigkeiten, Notwendigkeiten beim Feldzugang wie bei der Datenerhebung. Ebenso sollten auch die Ergebnisse der Auswertung im Team diskutiert und validiert werden.

Mehrfach wurde in den Beiträgen und Debatten intersektionellen Arbeiten ein besonderes Reflexionspotenzial zugeschrieben. Wie sehen Sie das? Lässt sich mit Hilfe dieses Ansatzes die Doppelstruktur von Aussage und Aussagebedingungen knacken?

Wir wissen nicht, was Sie mit der genannten Doppelstruktur genau meinen. Betrachten wir die Vielfalt von Arbeiten, die mit einem intersektionalen Anspruch auftreten, sehen wir darin nicht per se mehr Reflexionspotenzial als in nicht-intersektionalen Arbeiten. Ein Startvorteil unseres intersektionalen Ansatzes besteht aber sicherlich darin, dass wir einen breiten Fokus auf unterschiedliche Herrschaftsverhältnisse und Ideologien legen. Dies ist anstrengend, verhilft allerdings, so zumindest unsere Hoffnung, zu einem präziseren Blick auf soziale Ungleichheiten und Diskriminierungen. Dies wiederum erweitert die Reflexionsmöglichkeiten in Bezug auf das politische Veränderungspotenzial. Allerdings haben feministische Forschungen,

33–72; dies.: Situiertes Wissen: Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive. In: Ebd., S. 73–97.

die sich auf Geschlechterverhältnisse konzentrieren oder die Bedeutung dieser Kategorie genealogisch herausarbeiten, nach wie vor einen wichtigen Stellenwert und ebenfalls ein großes Reflexionspotenzial. Voraussetzung ist allerdings, dass deutlich wird, welches theoretische und/oder empirische Feld aus welcher Perspektive betrachtet wird.

Welche Erfahrungen haben Sie mit der Vermittlung von Intersectionality in der Lehre? Welchen Eindruck haben Sie von der Reaktion der Studierenden auf diesen Input? Greifen sie ihn auf, auch in Abschluss-/Qualifikationsarbeiten?

Wir haben in der Lehre einige Veranstaltungen und Workshops zu Intersektionalität angeboten und einige Examensarbeiten und Promotionen betreut oder betreuen diese gegenwärtig. Selbstverständlich sind auch bei dieser Thematik die Reaktionen der Studierenden recht unterschiedlich. Einige unserer Studierenden der Gender Studies sind begeistert, dass sie mit einem empirisch orientierten intersektionalen Ansatz die Grenzen der Geschlechterforschung überschreiten können. Andere fühlen sich von der Vielschichtigkeit und Komplexität der Theorie- und Methodenansätze überfordert und wählen lieber »kleinere« Themen, die sie mit herkömmlichen Mitteln bearbeiten. Wieder andere können mit einer praxeologischen Analyse von Ungleichheiten nichts anfangen und lassen die Finger von empirischen Fragen.

Auch in der Lehre hat sich die Teamarbeit bewährt. So haben wir beispielsweise ein Seminar parallel in Hamburg und Freiburg abgehalten und die Studierenden dann an einem Wochenende in einem Blockseminar zusammengeführt. Dies hat zwischen den Studierenden, aber auch bei uns als Lehrenden große Synergien freigesetzt. Wir denken, dass es gerade bei vielschichtigen intersektionalen Ansätzen notwendig ist, den Studierenden ein Experimentierfeld zu geben, in dem sie konkrete Unterstützung von Dozierenden, aber auch von KommilitonInnen erhalten. Dazu ist viel Zeit erforderlich. Stimmen die Voraussetzungen, begrüßen viele Studierende die Möglichkeit, auf Grundlage unseres praxeologisch orientierten Intersektionalitätsansatzes eigene empirische Forschungen durchzuführen, die ihnen sonst als »zu groß« im Sinne von nicht zu bewältigen erschienen wären. Sie setzen sich theoriegeleitet mit Herrschaftsverhältnissen und Ungleichheitsdimensionen auseinander und modifizieren diese entsprechend ihren empirischen Untersuchungen.

In unseren Seminaren und im Rahmen von Qualifizierungsarbeiten haben sich Studierende und Promovierende bisher mit einer Fülle von Themen auseinandergesetzt: Lebensrealitäten lesbischer Migrantinnen, Homophobie im Fußball und beim Militär, Ausgrenzung und gesellschaftliche Teilhabe von Erwerbslosen, Arbeits- und Lebensbedingungen von IngenieurInnen im Vergleich zu Pflegekräften, Situation von SexarbeiterInnen im Kontext der Fußballweltmeisterschaften in Deutschland 2006 und Südafrika 2010, Empowerment im Bereich der Sexarbeit sowie Widerstandsstrategien von NGO-AktivistInnen. Die Betreuung und Beurteilung der Forschungsprozesse und -ergebnisse sind nicht grundlegend anders als bei anderen Arbeiten – abgesehen von dem Befund, dass in den entsprechenden Kolloquien ein intensiverer Austausch stattfindet, weil inzwischen immer mehr Studierende mit einem intersektionalen Ansatz arbeiten und damit die Debatten um den Stellenwert von Kategorien ebenso wie zu den theoretischen Perspektiven mit mehr Klarheit geführt werden.

3. KRITIKPUNKTE AM KONZEPT DER INTERSEKTIONALITÄT

Wie sehen Sie das Verhältnis zwischen der ›alten‹ US-amerikanischen, genauer afroamerikanischen und Hispanic-American Intersectionality und jener Intersektionalität, die seit einigen Jahren in den deutschsprachigen Gender- und Queer Studies propagiert wird?

Die US-amerikanische Intersektionalitätsdiskussion hat als erste Fragen der Ethnizität, der Hautfarbe und rassistischer Diskriminierungen aufgeworfen, was in der spezifischen US-amerikanischen Geschichte begründet ist. Eine deutschsprachige Intersektionalität im Sinne einer geschlossenen Denkrichtung gibt es nicht, dazu sind die Ansätze – sie erstrecken sich von post-strukturalistischen Dekonstruktionen bis zu empirischen Sozialstrukturanalysen – zu unterschiedlich.

Aber Encarnacion Gutiérrez Rodríguez fragte (sich) im Eröffnungsvortrag, wo das besondere Interesse der deutschsprachigen Geschlechterforschung an Intersektionalität herrühre ...

Wie bereits gesagt gibt es aus unserer Sicht kein einheitliches Interesse der deutschsprachigen Geschlechterforschung an Intersektionalität. Dazu sind die Ansätze zu breit gefächert. Während sich Helma Lutz und Norbert Wenning beispielsweise bereits verhältnismäßig früh mit der Vielfalt zu berücksichtigender Kategorien auseinandergesetzt haben,¹⁷ ging es Gudrun-Axeli Knapp von Beginn an um die Wechselwirkungen struktureller Herrschaftsverhältnisse.¹⁸ Andere deutschsprachige poststrukturalistische Ansätze wiederum verweisen darauf, wie vielschichtig die unterschiedlichen symbolischen Repräsentationen mit der Macht verwoben sind. Was wir als Gemeinsamkeit beobachten, allerdings nicht nur in der deutschsprachigen Intersektionalitätsforschung, ist die große Bereitschaft der Gender Studies, sich überhaupt auf intersektionale Ansätze einzulassen. Das ist ja nicht selbstverständlich, denn die eigene Masterkategorie zur Disposition zu stellen, wie es die Geschlechterforschung praktiziert, traut sich kaum eine Disziplin. Die soziologische Ungleichheitsforschung etwa tut sich viel schwerer damit, Klasse als eine Kategorie unter anderen zu betrachten.¹⁹ Vielleicht werden wir ja einmal retrospektiv sagen können, dass die Gender Studies einer disziplinenübergreifenden Ungleichheitsforschung den Weg bereitet haben, indem sie sich auf die Intersektionalität einließen. Das wäre ein großer Erfolg!

Kategorien als Kritik – oder: Zur Kritik der Kategorisierung

Ein weiteres im Rahmen der Tagung intensiv diskutiertes Thema waren die »Kategorien«. Hier wurde zum einen gefordert, weiter an den Kategorien prinzipiell zu arbeiten – etwa an deren Genealogien, insbesondere auch zu eruieren, wo möglicherweise Wahrnehmungen von westlichen Perspektiven zugestellt und hergestellt werden.

17 Lutz, Helma/Wenning, Norbert: Differenzen über Differenz – Einführung in die Debatten. In: Dies. (Hrsg.): Unterschiedlich verschieden. Differenz in der Erziehungswissenschaft. Opladen 2001, S. 11–24.

18 Knapp, Gudrun-Axeli: »Intersectionality« – ein neues Paradigma feministischer Theorie? Zur transatlantischen Reise von »Race, Class, Gender«. In: Feministische Studien 23 (2005), S. 68–81.

19 Ausnahme schon früh: Kreckel, Reinhard: Politische Soziologie der sozialen Ungleichheit. Frankfurt a.M./New York 1992.

Dies ist eine gute Idee.

Beispielsweise fungiert ›Identität‹ in Ihrem methodischen Modell als feststehende Größe. Wie kann aber eine Idee des Subjekts wie ›Identität‹, die männlich, eurozentristisch und bürgerlich-modern ist, ein Analysewerkzeug sein, das Fragen ermöglicht?

Identität ist für uns keineswegs eine feststehende Größe, sondern eine soziale Positionierung, um die in Prozessen sozialer Auseinandersetzungen gerungen wird. Wenn Menschen über sich sprechen, sich vorstellen oder Anderen gegenüber verdeutlichen wollen, wer sie sind, tun sie das mit Hilfe von Differenzierungskategorien. Eine Person kann sich als Deutsche, als Mutter oder als Bildungsbürgerin konstituieren und grenzt sich damit, bewusst oder nicht, von einer Nicht-Deutschen, Nicht-Mutter oder Nicht-Bildungsbürgerin oder sonstigen Anderen ab. Damit können sich Identitäten letztlich nur auf der Grundlage von Differenz konstruieren und nicht jenseits von ihr: »Dies hat die radikale und beunruhigende Erkenntnis zur Folge, dass die ›positive‹ Bedeutung jeder Bezeichnung – und somit ›Identität‹ – nur über die Beziehung zum Anderen, in Beziehung zu dem, was sie nicht ist, zu gerade dem, was von ihr ausgelassen ist, konstruiert werden kann; in Beziehung zu dem, was das *konstitutive Außen* genannt wurde.«²⁰ Identitäten können nur wirksam werden, weil sie mit Hilfe von Differenzierungen Andere ausschließen. Einfach gesagt: Wir wissen, wer wir sind, wenn wir wissen, von wem wir uns abgrenzen. Dies gilt auch, wenn das Andere gar nicht erwähnt wird, Abgrenzungen können explizit oder implizit sein. Deshalb kann eine Identität nicht ›gefunden‹ werden, sondern sie wird permanent neu konstruiert. Mit einem solchen Konzept, das auch hybride Identitäten einschließt, lassen sich Identitätskonstruktionen (z.B. männlich, eurozentristisch oder bürgerlich-modern) rekonstruieren und auf ihre sozialen Entstehungs- und Persistenzkontexte hin befragen.

Wie gehen Sie bei der Anwendung Ihrer Methode mit dem grundlegenden Problem um, dass die Festschreibung von vier Kategorien für die Analyse

20 Hall, Stuart: Wer braucht »Identität«? In: Ders.: Ideologie, Identität, Repräsentation. Ausgewählte Schriften, Bd. 4. Hamburg 2004, S. 167–187, S. 171.

unumgänglich eine Konstruktion der Kategorien beinhaltet, die doch untersucht werden sollten?

Um das Ziel einer gleichermaßen theoriegeleiteten wie explorativen Sozialforschung zu erreichen, plädieren wir für eine Kombination von ergebnisoffener und theoriegeleiteter Forschung. Konkret meinen wir damit eine Verbindung induktiver und deduktiver Verfahren. Die Untersuchung muss offen sein für Überraschungen, das heißt jedwede Kategorie kann relevant sein oder auch nicht – die Forscherin/der Forscher muss diese Relevanzen aber auch sehen können. Im Anschluss an Immanuel Kant heißt das: »Gedanken ohne Inhalt sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind.«²¹

Die Verbindung zahlenmäßig begrenzter Strukturkategorien mit unzähligen Identitäts- und Repräsentationskategorien lässt sich als Wechselspiel deduktiver (theoriegeleiteter) und induktiver (ergebnisoffener) Vorgehensweisen rekonstruieren. Durch theoriegeleitete Vorgaben wird es möglich, unbenannte (weil selbstverständliche und deshalb nicht thematisierte) Positionen aufzuspüren. Dabei handelt es sich meist um weit oben positionierte Identitäten, wie männlich, heterosexuell, nicht-behindert oder Weiß. Gleichzeitig können auf der Identitäts- und Repräsentationsebene vielfältige Differenzkategorien auftauchen, die es bei der Auswertung zu berücksichtigen gilt.

Was passiert aber mit den Kategorien in Konfrontation mit empirischem Material. Wie sehen Sie das Verhältnis zwischen vorgegebenen Kategorien eines methodischen Ansatzes, wie Sie ihn formuliert haben, und der Vielfältigkeit und Unvorhersehbarkeit der Komplexität jeden empirischen Materials?

Das zentrale Dilemma jeder Forschung besteht ja darin, dass sie empirisch ergebnisoffen praktiziert werden soll, gleichzeitig bringt die eigene wissenschaftliche und politische Situiertheit aber immer schon eine Wertung in die Beschreibung ein, die es zu reflektieren gilt (siehe oben). Es geht also nicht ohne Kategorien.

21 Kant, Immanuel: Kritik der reinen Vernunft. Frankfurt a.M. 1995, S. 95 (B 75, A51).

Zunächst einmal gehen wir in der empirischen Forschung von Phänomenen, Problemen und Zusammenhängen aus, nicht von Kategorien. Wir geben für die empirischen Auswertungen also keine Kategorien vor, sondern plädieren im Gegenteil dafür, die Vielfältigkeit des empirischen Materials sprechen zu lassen. Die prinzipielle Offenheit von Kategorien auf der Identitätsebene und ihre Anbindung an gesellschaftliche Strukturen und symbolische Repräsentationen erlaubt es, methodologisch konstruktiv mit einem zentralen Problem der Gender- und Queer Studies – nämlich der Reifizierung – umzugehen. So setzen wir die zu untersuchenden Kategorien wie Geschlecht, Sexualität oder Generativität nicht einfach als relevant voraus, sondern berücksichtigen, ob und wie die Interviewpersonen diese Kategorien benennen. Mit der Kombination von induktiver und deduktiver Vorgehensweise gelingt es, auch das zu erkennen, was nicht thematisiert wurde. So lässt sich mit dem Blick auf mehrere Ebenen zeigen, dass Schweigen über Geschlecht nicht die gesellschaftliche Bedeutung dieser Kategorie minimiert, sondern die Kategorie – und das ist viel interessanter – oft in Wechselwirkung mit anderen Kategorien wirkt. In einer unserer empirischen Untersuchungen verweben die Interviewpersonen einer bestimmten Gruppe beispielsweise Geschlecht ohne es anzusprechen mit der Identifikation als Migrantinnen, die ausländerfeindlichen Normen und bürokratischen Hürden unterliegen. Erst auf der Repräsentations- und Strukturebene werden die Heteronormativismen überhaupt sichtbar, denn die alleinerziehenden Mütter sind einander widersprechenden normativen Anforderungen unterworfen und unterliegen zugleich ausländerrechtlichen Gesetzen, die Kinder und Mütter diskriminieren.

Von Haupt-, Nebenwidersprüchen und neuen Klammerungen

Ein weiterer Kritikpunkt bei der Tagung lautete, dass das Konzept der Intersektionalität eine komplexe Machtanalyse suggeriere, tatsächlich aber zu einer Relativierung der Analyse von Rassismus führe (im Endeffekt womöglich zur Verschleierung von Rassismus). Wie sehen Sie das?

Was heißt »komplexe Machtanalyse«? Wenn damit gemeint ist, dass gesellschaftliche Phänomene in der intersektionalen Betrachtung nicht allein auf den Rassismus reduziert werden, stimmt der Vorwurf einer Relativierung – gegen den wir in diesem Fall nichts einzuwenden hätten. Eine Ver-

schleierung von Rassismus soll durch Intersektionalitätsanalysen gerade erschwert werden, weil Ungleichheitsverhältnisse jeglicher Art immer auch im Hinblick auf manifeste oder latente Rassismen betrachtet werden.

Sie geben dem Intersektionalitätsansatz dadurch eine Schlagseite, dass Sie »den Kapitalismus vor die Klammer setzen« – alle anderen Strukturierungen und Konstruktionen (gender, race, body in Ihrem Modell) sind also funktional für dieses Ungleichheits- und Strukturverhältnis. Wie begründen Sie diese Entscheidung, die als Rückfall in alte Haupt- und Nebenwiderstandsmodelle kritisiert wurde.

Bei der Aufzählung der Strukturkategorien und Konstruktionen in der obigen Klammer fehlt die Strukturkategorie Klasse. Sie ist für den Kapitalismus notwendig, aber Geschlecht, Rasse und Körper haben ebenfalls eine zentrale Bedeutung. Uns ist wichtig zu betonen, dass Kapitalismus und Klassenverhältnisse nicht das Gleiche sind. Kapitalistische Gesellschaften sind immer Klassengesellschaften, aber nicht alle Klassengesellschaften sind kapitalistische Gesellschaften. Kapitalismus ist nicht auf Klasse reduzierbar, sondern bildet einen gesellschaftlichen Zusammenhang, der auf der Grundlage ökonomischer Profitmaximierung operiert. Voraussetzung für die Aufrechterhaltung kapitalistisch strukturierter Gesellschaften ist neben der Sicherung der sozio-ökonomischen Produktionsverhältnisse und der Wiederherstellung der Produktionsmittel auch die möglichst kostengünstige Reproduktion der Arbeitskräfte. Erforderlich ist dazu der kurzfristige Zugriff auf geeignete, passend qualifizierte und flexible Arbeitskräfte zu möglichst geringen Löhnen, ohne dass für deren Reproduktion und Bereitstellung zu hohe Kosten entstehen. Dies gelingt durch einen flexibilisierten Zugang zum Arbeitsmarkt, durch Lohndifferenzierungen und durch kostengünstige Reproduktionsarbeit. Letzteres erfolgt vor allem über die Zuweisung unbezahlter Reproduktionsarbeit an Frauen in Familien – möglichst zusätzlich zur ihrer Erwerbsarbeit – und damit über die Differenzierungskategorie Geschlecht. Aber auch die Kategorien Klasse, Rasse und – wie wir behaupten – Körper differenzieren und regeln den Zugang zum Erwerbsarbeitsmarkt, die ungleiche Verteilung von Löhnen und Gehältern sowie die Erhaltung und Wiederherstellung der Arbeitskraft. Entlang der vier Strukturkategorien lässt sich also gesellschaftlich notwendige Arbeit sowohl in der Produktions- als auch der Reproduktions-sphäre ungleich zuordnen.

Gerade die Frauenforschung, die Geschlechterforschung und die feministische Forschung haben doch mühsam daran gearbeitet und erreicht, dass Geschlecht als eigene gesellschaftliche Dynamik aufgefasst wird, die nicht aus dem Klassenverhältnis abgeleitet ist. Ebenso gibt es rassistische Strukturen und Praktiken, die nicht der Kapitalakkumulation dienen, deren Ziel und Effekt andere sind.

Dass Geschlecht nicht aus dem Klassenverhältnis abgeleitet werden kann, ist auch Grundlage unserer Arbeit. Was aber ist die »eigene gesellschaftliche Dynamik von Geschlecht« – das Patriarchat? Dazu haben wir in unserem Buch zur Intersektionalität ausführlich argumentiert und uns gegen die wissenschaftliche Konstruktion von zwei Großsystemen – Kapitalismus und Patriarchat – ausgesprochen.²² Für die gegenwärtige Gesellschaft steht die Jagd nach Profit nach wie vor im Zentrum der sozio-ökonomischen Entwicklung. Wie schon ausgeführt, sind kapitalistische Gesellschaften durch verschiedene Herrschaftsverhältnisse strukturiert (die schon zitierte britische Soziologin Sylvia Walby spricht in diesem Zusammenhang von unterschiedlichen »regime[s] of inequality«²³). Die Kapitalakkumulation wird von den kontextabhängig anders miteinander verwobenen Klassen-, Geschlechter-, Rassen- und Körperverhältnissen unterstützt. Dabei folgen die von uns benannten und konkretisierten vier Herrschaftsverhältnisse unterschiedlichsten Prinzipien, ansonsten wäre es ja unsinnig, sie zu trennen. Geschlecht ist somit nicht aus Klassenverhältnissen abgeleitet, genauso wenig wie Klasse aus den Geschlechterverhältnissen.

Hinsichtlich der rassistischen Strukturen und Praktiken wäre zunächst einmal induktiv zu klären, welche Funktionen sie in konkreten gesellschaftlichen Zusammenhängen erfüllen, welchen Zielen und Zwecken sie dienen. Danach wäre zu prüfen, ob und inwiefern sie in Widerspruch zu Profitmaximierung und Kapitalakkumulation stehen.

22 Vgl. Winker/Degele: Intersektionalität (wie Anm. 1), S. 30–37.

23 Walby, Sylvia: *Globalization & Inequalities. Complexity and Contested Modernities*. London 2010, S. 64–66.

Zur Politik der Intersektionalität – oder: Intersektionalität als Politik

Während der Tagung in Wien wurde einerseits einmal mehr eine beobachtete Aneignung/Akademisierung/Stillstellung einer aus politischen Kontexten hervorgegangenen Diskussion zugunsten der eigenen akademischen Etablierung kritisiert. Andererseits wurde auch erörtert, inwiefern die aktuelle Diskussion um Intersektionalität der Geschlechterforschung wieder mehr Aufmerksamkeit auch außerhalb feministischer oder queerer Kontexte bringt. Wie konzipieren Sie das Verhältnis von Geschlechterforschung und politischer Praxis?

Wir befinden uns in einem permanenten und hoffentlich produktiven Spannungsverhältnis. In der Politik geht es um Macht und die Durchsetzung von gesellschaftlichen Normen, wofür Mehrheiten zu finden und zu überzeugen sind. In der Wissenschaft geht es um die Bereitstellung von Theorien und Methoden sowie um nachvollziehbare Erkenntnisse bezüglich Wahrnehmungen, Denkweisen und Handlungen. Wissenschaft muss die Politik irritieren, um durch Verunsicherung die Reflexionspotenziale gesellschaftlich produktiv zu machen. Insofern sind auch die beiden skizzierten Positionen nicht zwangsläufig ein Widerspruch – die Geschlechterforschung wird als Geschlechterforschung nie direkt politisch wirksam sein. Sie bedarf immer der Übersetzung in politische Kontexte, was die Geschlechterforschung selbst vermutlich nicht besonders gut leisten kann. Sie kann aber dafür sorgen, dass sie außerhalb des akademischen Kontexts verstanden wird, und genau darin liegt das Potenzial der gegenwärtigen Intersektionalitätsdiskussion. Die wissenschaftlich-akademische Diskussion greift Fragen aus politischen Zusammenhängen auf, beschreibt sie in ihrer wissenschaftlichen Sprache auf Basis von Theorien, die sie in Form von Reflexionen und empirischen Befunden in außerakademische Zusammenhänge zurückspielt. Wenn das gelingt, kann die Geschlechterforschung darauf stolz sein.

Inwiefern hat die Tatsache, dass Frauen- und Geschlechterforschung (und auch Intersectionality) aus einer politischen Bewegung heraus entstanden sind, Konsequenzen für die eigene wissenschaftliche Arbeit?

Die Tatsache, dass die Entwicklung unserer Wissenschaften und Konzepte – Gender- und Queer Studies ebenso wie Intersectionality – Einfluss auf politische Bewegungen hat, ist für uns selbstverständlich von großer Bedeutung, wir wollen schließlich Widerstandspotenziale sichtbar machen. Wir verbinden das intersektionale wissenschaftliche Arbeiten mit der Suche nach Möglichkeiten für politisches Handeln. Der Ansatz der Intersektionalität als Mehrebenenanalyse geht vom alltäglichen Handeln verschiedener AkteurInnen aus und verknüpft Identitätskonstruktionen mit symbolischen Deutungsmustern und strukturellen Bedingungen. Mithilfe einer intersektionalen Methodologie können wir die bestehenden Verhältnisse in ihren diskriminierenden und abwertenden Formen beschreiben, dabei aber auch Widersetzungen der Interviewpersonen gegenüber Ungleichheiten auf der Grundlage unterschiedlicher Differenzkategorien und auf unterschiedlichen Ebenen sichtbar machen. So lassen sich – das ist unsere Hoffnung und unser Ziel – mit intersektionalen Ungleichheitsanalysen und einem damit verbundenen besseren Verständnis der Bedeutung von Differenzkategorien theoretisch fundierte Handlungsmöglichkeiten für unterschiedliche AkteurInnen aufzeigen und Hinweise für soziale Bewegungen, insbesondere für queer-feministische Initiativen geben.

Weiter wird aus unseren intersektionalen Analysen deutlich, dass nicht nur die Durchkreuzungen von Kategorien wichtig sind, sondern auch unterschiedliche Angriffsziele auf den von uns benannten drei Materialisierungsebenen. So kritisieren beispielsweise Queer-Bands auf der Bühne die identitären Zwänge einer heteronormativen Zweigeschlechtlichkeit und verweisen auf Ausgrenzungsmechanismen, durch die das jeweils Andere verworfen und abgewertet wird. Anti-Lookism-Gruppen greifen Schönheitsideale und Körpernormen auf der Ebene der Repräsentationen an und wenden sich gegen die Gewalt, die mit dem Zwang zur Jugendlichkeit, Gesundheit, eindeutigen Geschlechtszugehörigkeit und Attraktivität verbunden ist. Der Widerstand von Lohnabhängigen in typischen Frauenarbeitsbereichen ist vor allem auf der Ebene struktureller Klassenverhältnisse verortet. Gleichzeitig wehren sie sich gegen die Geringschätzung und Abwertung typischer Frauentätigkeiten, ohne die sich eine massive Lohndiskriminierung nicht aufrechterhalten ließe. Ebenfalls primär auf der strukturellen Ebene setzen sich feministische Menschenrechtsorganisationen für Betroffene von Gewalt und Diskriminierung ein, die mit der Verschränkung der Kategorien Geschlecht und Nationalität/Ethnie verbunden sind. Damit geht die Intervention auf der Rep-

räsentationsebene durch das Infragestellen der Reproduktion stereotyper Bilder von Migrantinnen als Opfern einher. Bei all diesen Beispielen wird deutlich, dass die Ebenen und die Differenzkategorien eng miteinander verwoben sind. Ebenso klar ist, dass einzelne feministische oder queerfeministische Gruppen und AkteurInnen nicht alle Diskriminierungs- und Herrschaftsformen gleichzeitig angreifen können.²⁴ Es gilt also, wegen der Verzahnung sozialer Ungleichheiten auf verschiedenen Ebenen und entlang unterschiedlicher Kategorien auch die Widerstandsformen zu erweitern. Die gegenseitige Wahrnehmung sowie der inhaltliche Austausch, aber auch die Abgrenzungen voneinander können zu permanenten Reflexionen und Präzisierung der eigenen Position führen.

Der Ansatz der Intersektionalität bleibt damit weiterhin ein wissenschaftliches Projekt, eine soziale Bewegung kann und will er nicht ersetzen. Dennoch hat das Konzept, so wie wir es verstehen, Konsequenzen für das politische Handeln. Aus intersektionaler Perspektive wird nämlich klar, dass Schwerpunkte bezüglich Kategorien und Ebenen gesetzt werden müssen, um erfolgreich politisch agieren zu können. Die unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen politischer Initiativen und Organisationen schließen einander nicht aus, sondern lassen sich zu inhaltlich begründeten Allianzen weiterentwickeln. Neue und breitere Bündnisformen, die das Aufbrechen binärer Kategorien unterstützen, sind heutzutage enorm wichtig, da für die Lösung vieler gesellschaftlicher Probleme – wie Kriege, ökologischer Katastrophen oder sozialer Ungleichheiten und Armut – die Solidarität zwischen sehr unterschiedlichen Menschen erforderlich ist. Zur Realisierung solcher Formen der Verbundenheit, über die wir bislang wenig wissen, können und sollen intersektionale Denkweisen inspirieren.

Wir danken für das Interview.

24 Vgl. dazu auch: Groß, Melanie: Geschlecht und Widerstand. Post .. | queer .. | linksradikal .. Königstein i. Ts. 2008.

Inhalt

EINFÜHRUNG

Editorial: Tagung Macht Thema

Nikola Langreiter, Elisabeth Timm | 9

Intersektionalität aus der Perspektive der Europäischen Ethnologie

Beate Binder und Sabine Hess | 15

INTERSEKTIONALITÄT IN DER DISKUSSION

Intersektionalität als kritisches Werkzeug der Gesellschaftsanalyse. Ein E-Mail-Interview mit Nina Degele und Gabriele Winker

von Nikola Langreiter und Elisabeth Timm | 55

Intersektionalität oder: Wie nicht über Rassismus sprechen?

Encarnación Gutiérrez Rodríguez | 77

Von den Kämpfen aus Eine Problematisierung grundlegender Kategorien

Isabell Lorey | 101

EMPIRISCHE HERAUSFORDERUNGEN

Hauptschule: Formationen von Klasse, Ethnizität und Geschlecht

Stefan Wellgraf | 119

Intersektionalität, Männlichkeit und Migration – Wege zur Analyse eines komplizierten Verhältnisses

Paul Scheibelhofer | 149

**Weiblich, proletarisch, tschechisch: Perspektiven
und Probleme intersektionaler Analyse in der
Geschichtswissenschaft am Beispiel des Wiener
Textilarbeiterinnenstreiks von 1893**

Christian Koller | 175

**Intersektionalität oder borderland als Methode?
Zur Analyse politischer Subjektivitäten in Grenzräumen**

Stefanie Kron | 199

**»Sitting at a Crossroad« methodisch einholen
Intersektionalität in der Perspektive der Biografieforschung**

Elisabeth Tuidor | 223

KOMMENTAR

**Von Herkunft, Suchbewegungen und
Sackgassen: Ein Abschlusskommentar**

Gudrun-Axeli Knapp | 251

Autorinnen und Autoren | 275

Autorinnen und Autoren

Beate Binder ist Professorin für Europäische Ethnologie und Geschlechterstudien an der Humboldt-Universität zu Berlin. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Stadtethnologie, Erinnerungspolitiken, feministische Kulturanthropologie und kulturanthropologische Geschlechterforschung. Sie ist Sprecherin des Zentrums Transdisziplinäre Geschlechterstudien der HUB, Redakteurin der Berliner Blätter sowie der Zeitschrift für Kulturwissenschaften, außerdem Mitglied in der dgv, der SIEF und der Fachgesellschaft Geschlechterstudien. Zu ihren jüngsten Publikationen zählen: Streitfall Stadtmitte: Der Berliner Schlossplatz. Köln u.a.: Böhlau, 2009; Feminismus als Denk- und Handlungsraum. Eine Spurensuche. In: Fenske, Michaela (Hg.): Alltag als Politik – Politik im Alltag. Dimensionen des Politischen in Vergangenheit und Gegenwart. Münster u.a.: Lit, 2010, S. 25-43.

Nina Degele ist Soziologin und Genderforscherin an der Universität Freiburg. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind: Soziologie der Geschlechterverhältnisse, Körper/Sport, Gesellschaftstheorien und qualitative Methoden. Sie ist geschäftsführende Direktorin des Instituts für Soziologie der Universität Freiburg und Vorstand des ZAG/Abteilung Gender Studies. Eine ihrer jüngsten Publikationen ist: Einführung Gender/Queer Studies. München: Fink (UTB), 2008.

Sabine Hess ist Professorin für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie an der Universität Göttingen. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Transnationalisierungs- und Europäisierungsforschung, Migrations- und Grenzregimeforschung, politische Anthropologie sowie kulturanthropologische Geschlechterforschung. Sie ist Mitglied des interdisziplinären Forschungsprojekts »Transit Migration« (www.transitmigration.org), Mitbegründerin des

»Netzwerks kritische Migrations- und Grenzregimeforschung« (kritnet) sowie Sprecherin der Kommission für Frauen- und Geschlechterforschung der dgV. Zu ihren jüngsten Veröffentlichungen zählen: *Grenzregime. Diskurse, Praktiken, Institutionen in Europa*. Hrsg. zusammen mit Bernd Kasperek. Berlin: Assoziation A, 2010.

Christian Koller ist Senior Lecturer für moderne Geschichte an der Bangor University und Privatdozent an der Universität Zürich. Seine Arbeitsschwerpunkte umfassen die Geschichte von Nationalismus und Rassismus, Historische Semantik, ArbeiterInnen-, Sport- und Militärgeschichte sowie die Geschichte von Erinnerungskulturen. Zu seinen jüngsten Veröffentlichungen zählen: *Streikkultur. Performenzen und Diskurse des Arbeitskampfes im schweizerisch-österreichischen Vergleich (1860/1950)*. Wien/Münster: LIT, 2009; *Rassismus*. Paderborn: UTB Profile, 2009.

Nikola Langreiter ist Europäische Ethnologin, arbeitete seit 1995 überwiegend freiberuflich, von 2005 bis 2010 als Redakteurin von »L'HOMME. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft«, sie ist derzeit Vertragsassistentin an der Universität Innsbruck. Ihre Schwerpunkte sind Biografieforschung, Tourismus, Kulturen des Selbermachens und Wissenskulturs. Jüngste Publikation als Herausgeberin *Tagebuch von Wetti Teuschl (1870-1885) (L'HOMME Archiv, 4)*. Wien u.a., 2010.

Isabell Lorey ist Politologin, lehrt als Gastprofessorin Politische Theorie, Kulturwissenschaften und Gender Studies an der Humboldt-Universität zu Berlin und an der Universität Wien. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind: Politische Theorie und Ideengeschichte, queer/feministische und postkoloniale Theorie, im Besonderen: biopolitische Gouvernamentalität, kritische Whiteness Studies, politische Immunisierung und Prekarisierung. Zu ihren jüngsten Publikationen zählen: *Figuren des Immunen. Elemente einer politischen Theorie*. Zürich: diaphanes, 2011 sowie *Inventionen 1. Gemeinsam. Prekär. Potentia. Kon-/Disjunktion. Ereignis. Transversalität. Queere Assemblagen*. Hrsg. zusammen mit Roberto Nigro, Gerald Raunig. Zürich: diaphanes, 2011

Gudrun-Axeli Knapp war bis April 2010 Professorin am Institut für Soziologie und Sozialpsychologie der Leibniz Universität Hannover. Dort war sie langjährige Sprecherin des interdisziplinären Studien- und Forschungsschwerpunkts »Gender Studies«. Ihre Lehr- und Forschungsschwerpunkte: Sozialpsychologie der Geschlechterdifferenz, Soziologie des Geschlechterverhältnisses, Ungleichheit/ Intersektionalität. Zahlreiche Veröffentlichungen zu Entwicklungen feministischer Theorie und Fragen der Interferenz von Klasse, Geschlecht, Ethnizität. Eine ihre jüngsten Buchpublikationen ist der mit Cornelia Klinger herausgegebene Band: ÜberKreuzungen. Fremdheit, Ungleichheit, Differenz. Münster, 2008.

Stefanie Kron ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im Bereich Soziologie am Lateinamerika-Institut der Freien Universität Berlin. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Nord- und Mittelamerika, Migrationsforschung, Border- und Gender Studies. Sie ist Mitglied des Netzwerkes kritische Grenz- und Migrationsregimeforschung (kritnet) sowie der Latin American Studies Association (LASA). Eine ihrer jüngsten Publikationen ist: Diasporische Bewegungen im transatlantischen Raume. Diasporic Movements/Movimientos Diáspóricos. Hrsg. Zusammen mit zur Nieden, Schütze, Zapata. Berlin: tranvía, 2010.

Encarnación Gutiérrez Rodríguez ist Senior Lecturer in Transcultural Studies an der University of Manchester, UK. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind: Kritische Migration- und Diasporastudien, Arbeit und Affekt, Transkulturation und »conviviality«, Feminisierung und Kolonialität, Lateinamerikanische und Karibische Kultur- und Sozialtheorie. Sie ist Mitglied des wissenschaftlichen Beirats des »Research Network« (RN35) Soziologie der Migration der *European Sociological Association*, Mitglied des Forschungsprojektes »Diasporic Pathways« am Research Institute for Cosmopolitan Cultures (RICC) und Ko-Direktorin des Migrations und Diaspora Cultural Studies Netzwerkes an der University of Manchester. Zwei ihrer jüngsten Publikationen sind: Migration, Domestic Work and Affect. Routledge, 2010; Decolonizing European Sociology. Ashgate, 2010.

Paul Scheibelhofer ist Soziologe und lehrt an mehreren Universitäten in Österreich. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Migrations- und Rassismusforschung sowie kritische Männlichkeitsforschung. Er ist Gründungsmitglied

der Forschungsgruppe [KriMi] Kritische Migrationsforschung sowie der Sektion Migrations- und Rassismusforschung der Österreichischen Gesellschaft für Soziologie. Zu seinen aktuellen Publikationstätigkeiten zählt die Herausgeberschaft von: *The New Politics of Racialized Sexualities*, einer Spezialausgabe des *Journal for Intercultural Studies*, die im Frühjahr 2012 erscheint (Nr. 33/3).

Elisabeth Timm ist Kulturanthropologin an der Universität Münster. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Familie und Verwandtschaft, ethnographische und historische Methoden, Verhaltenslehren, Kulturtheorie. Sie ist Mitglied in der Redaktion der »Zeitschrift für Kulturwissenschaften« (transcript-Verlag). Eine ihrer jüngsten Publikationen ist: *Genealogie ohne Generationen. Verwandtschaft in der populären Forschung*. In: Ruth-E. Mohrmann (Hg.): *Generationen-Beziehungen*. Münster 2011.

Elisabeth Tuiider ist Professorin für Soziologie mit dem Schwerpunkt »Soziologie der Diversität« an der Universität Kassel. Ihre Arbeits- und Forschungsschwerpunkte sind neben Diversity: Gender- und Queer-Studies, Migrationsforschung, Cultural- und Postcolonial-Studies, Qualitative Forschungsmethoden und Lateinamerikaforschung; sie ist stellvertretende Sprecherin der Sektion Biografieforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie und Mitglied in der International Sociological Association und der International Association of Inter-American Studies/ Asociación Internacional de Estudios Interamericanos sowie der Gesellschaft für Sexualpädagogik. Eine ihrer jüngsten Publikationen ist: *Migration – Arbeit – Geschlecht in Mexiko zu Beginn des 21. Jahrhunderts*. Hrsg. Zusammen mit Hanns Wienold und Torsten Bewernitz. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Stefan Wellgraf studierte Kulturwissenschaften in Berlin und Frankfurt/Oder. Weitere Studienaufenthalte in Paris und New York. 2007-2011 Promotion zum Thema »Hauptschüler. Die gesellschaftliche Produktion von Verachtung«. 2008-2010 Assoziierter Kollegiat am Graduiertenkolleg »Berlin – New York. Geschichte und Kultur der Metropolen«. Ausgewählte Publikationen: *Migration und Medien. Wie Fernsehen, Radio und Print auf die Anderen blicken*. Münster: Lit, 2008.

Gabriele Winker ist Professorin für Arbeitswissenschaft und Gender Studies an der TU Hamburg-Harburg. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind: Arbeits- und Geschlechtersoziologie sowie Intersektionalitätsforschung. Sie ist Mitbegründerin des Feministischen Instituts Hamburg. Eine ihrer jüngsten Publikationen ist: *Prekarisierung und Geschlecht. Eine intersektionale Analyse aus Reproduktionsperspektive*. In: Manske, Alexandra, Pühl, Katharina (Hg.): *Prekarisierung zwischen Anomie und Normalisierung*. Münster: Westfälisches Dampfboot, 2010, S. 165-184.